



Sara mit ihren beiden Müttern. Wenn sie «Mama» sagt, ist nicht immer klar, wer gemeint ist. Dann ruft sie sicherheitshalber den Vornamen.

BILD BEAT MARTI

Zwei Lesben suchten einen Vater

Was, wenn Lesben ein Kind wollen? Zwei Paare erzählen von ihren Träumen, von Ängsten und von einem Familienmuster mit dem unromantischen Namen «Ko-Mutterschaft».

Von **Samira Zingaro**

Sara mampft genüsslich an einem Stück ihres Geburtstagskuchens – und wirft ihren Müttern einen schelmischen Blick zu. Ja, Mütter. Sara hat zwei Mamas, Paula und Nicole (Namen von der Redaktion geändert). Zweijährig ist das blond gelockte Mädchen am Vorabend geworden. Fünf Jahre sind es indes her, die zwischen der Entscheidung ihrer Mütter und Saras Geburt liegen. Eine Odyssee.

Die Neubauwohnung im Zürcher Kreis 5 ist weitläufig. Paula, Saras leibliche Mutter und Psychotherapeutin von Beruf, sitzt am Küchentisch, schält eine Mandarine und sagt: «Ich wollte Kinder, seit ich denken kann.» Vor 15 Jahren verliebte sich die heute 40-Jährige in die gleichaltrige Nicole. Und Paula dachte damals: «Jetzt muss ich meinen Familientraum begraben.» Für die Journalistin Nicole waren Kinder «nie ein Thema». Doch Paulas Kinderwunsch blieb. Es folgten Diskussionen, jahrelange. «Der Konflikt spitzte sich zu», erzählt Paula, und als nach Jahren die Entscheidung fiel – «ja, wir wollen» –, wartete

bereits die nächste Hürde auf sie: Bei zwei Frauen «passiert» es nicht einfach so, das Schwangerwerden. Klar war: Paula würde das Kind austragen. Eine Familie zu gründen, konnte sich Nicole inzwischen zwar vorstellen, doch im Gegensatz zu ihrer Partnerin verspürte sie nie den Wunsch, selber schwanger zu werden. Ebenso ausser Frage stand für Nicole ein Erzeuger aus dem Bekanntenkreis. Sie fürchtete, dass sie dadurch in ihrer Rolle als Ko-Mutter zu sehr an den Rand gedrängt würde.

Tausende von Franken – kein Erfolg

Es folgte die Holland-Episode. Hier zu Lande ist Samenspende für unverheiratete Frauen bislang nicht erlaubt (siehe Kasten) – im Gegensatz zu Holland. Paula und Nicole reisten also in einen Vorort von Rotterdam und umschifften so das helvetische Gesetz: «Wir fanden dort eine Samenbank, die das Sperma in die Schweiz verschickt», erinnert sich Nicole.

Wieder zu Hause, begann das Üben. Acht Monate lang. Jeweils pünktlich zu Paulas Zyklus wurde der Samen per Expresskurier geliefert, gekühlt mit flüssigem Stickstoff. Nicole spritzte das Sperma in Paulas Muttermund. Tausende von Franken gab das Paar insgesamt dafür aus. Doch Paulas Bauch wurde nicht runder. «Das war emotional sehr anstrengend. Wir mussten ein halbes Jahr eine Pause einlegen», sagt Nicole, und Paula ergänzt: «Ich hatte genug vom Kinderkriegen. Wenns nicht klappen sollte, dann halt nicht.»

Just zu diesem Zeitpunkt meldete sich ein heterosexueller Freund. Vor Jahren hatten Nicole und Paula ihn bereits einmal angefragt, doch er winkte ab. Nun bot er ihnen von sich aus an, seinen Samen zu spenden. Mittlerweile fand es auch Nicole sinnvoll, dass das Kind seinen Vater kennen sollte. Man schloss gegenseitig Verträge ab, regelte, dass Paula und Nicole die Verantwortung, auch die finanzielle, für das Kind tragen. Der Vater sollte das Kind zwar kennen lernen, jedoch ohne fixe Besuchstage. Rechtlich gültig sind solche Absichtserklärungen nicht, doch sie räumten Missverständnisse von Beginn an aus dem Weg: «Wir diskutierten Punkt für Punkt», erinnert sich Nicole. So fände man am besten heraus, ob man dieselben Vorstellungen habe wie der Samenspender. Erneut spritzte Nicole Paula das Sperma ein. Nach fünf Monaten – nach sechs hätten sie aufgegeben – blieb endlich Paulas Menstruation aus.

Heute sitzt Sara auf Paulas Schoss am Küchentisch und sagt «Mama». Manchmal zu Nicole, manchmal zu Paula. Wenn Sara sicher sein will, wer gemeint ist, dann ruft sie ihre Mütter beim Vornamen. Und wenn Saras ältere Freundinnen mit ihren Puppen spielen, dann spielen sie bisweilen «Paula und Nicole». So muss niemand die Rolle des Vaters übernehmen.

Von aussen betrachtet, fällt Nicole die schwierigste Rolle zu. Eifersüchtig sei sie nur selten, sagt sie. Etwa wenn sie zu dritt seien, dann sei Sara auf Paula fixiert. «Doch dieses Problem kennen auch heterosexuelle Väter», konstatiert Nicole. Ab und an bedauert sie es, dass Sara keine Gene von ihr hat. «Sie ist für uns meine Tochter. Und für diejenigen um uns herum. Vor dem Gesetz aber ist sie es nicht.»

Die Viererkonstellation ist für die Mütter, das Kind und den Freund eine Herausforderung. «Bis jetzt halten sich alle an die Abmachungen», sagt Paula. «Aber es gibt Dinge, die kannst du nicht planen.» Etwa dass der Erzeuger Vatergefühle empfindet. Oder dass Sara bei der Geburt sehr fest ihrem Vater glich, was Paula zeitweise irritierte. Der Vater sieht Sara etwa zweieinhalbmal im Monat. «Eine männliche Bezugsperson ist wichtig – auch wenn das nicht unbedingt der Vater sein muss», findet Nicole.

Anderer Ko-Mütter kennen Paula und Nicole nicht. «Unser Freundeskreis ist heterosexueller geworden», sagt Paula. Man habe nun mit anderen Eltern viele Themen, die man mit kinderlosen Schwulen und Lesben nicht teilen könne. Doch da sind auch diese Dinge, die Mütter wie Paula und Nicole mit gar niemandem teilen können, Fragen, die keiner beantworten kann: Etwa wie die Rolle des Samenspenders definiert sein soll. Oder wie man Saras Gspänli erklärt, wo denn eigentlich Saras Vater sei. Das betrifft die heterosexuellen Eltern nicht, auch nicht diejenigen Lesben, die Kinder aus einer früheren Beziehung mit einem Mann mitbringen.

Zudem sind Ängste da. Nicole befürchtet zum Beispiel, dass Sara einstweilen unter «den Folgen unseres Egoismus» leiden könnte. Etwa, dass ihre Tochter in der Schule zur Aussenseiterin wird, weil sie zwei Mamas hat. Beide sind sich sehr be-

wusst, was sie ihrem Kind zumuten und wappnen sich vor eventuellen pubertären Vorwürfen. «Jedem Kind wird etwas in die Wiege gelegt, mit dem es umgehen muss», sagt Nicole. Und Paula fügt an: «Ich stehe gern dafür gerade. Wir können ihr so viel bieten.»

Isabel und Anja wollen Familie

Isabel und Anja kennen die Diskussionen nur zu gut (Name und Alter von der Redaktion geändert). «Als Lesbe mit Kinderwunsch überlegst du dir das tausendmal mehr als manch ein heterosexuelles Paar», ist Anja, 35, sicher. Seit fünf Jahren sind die beiden ein Liebespaar und wollen in etwa zwei Jahren Kinder. Wir sitzen im Café Plüsch, Kreis 3. Isabels Halskette hängt auf Bauchhöhe, ein silbernes Herz. Die 27-Jährige wärmt ihre Hände an der Tasse Rotbuschtee. Und erzählt, dass ihr Kinderwunsch auch dann nicht verschwand, als sie feststellte, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlte. Allerdings irritierte er sie so sehr, dass sie sich kurzzeitig von Anja trennte. «Ich wünschte mir eine Familie – und dachte, dies sei ausschliesslich mit einem Mann leibar.» Sechs Monate und unzählige Gedanken später war Isabel mit sich im Klaren. Anja und sie führten ihre Beziehung fort. «Ich fühle mich in erster Linie als Frau, erst dann als Lesbe», sagt sie.

Im Gegensatz zu Paula und Nicole leben Anja und Isabel ihre Beziehung nicht offen. Anja ist Geschäftsführerin ihres eigenen, mittelgrossen Unternehmens. Auch Isabel, Psychiatrieschwester, hat sich auf der Arbeit bislang nicht geoutet. Kaum jemand weiss dort, dass Isabel mit einer Frau liiert ist und mit dieser unkonventionelle Familienpläne schmiedet. Privatsache, sagen beide. Doch eine Schwangerschaft lässt sich schwer verbergen. Anja stellt sich das unkompliziert vor: «Ich werde sagen, Isabel ist schwanger.» Den Rest sollen sich die Angestellten selber ausmalen.

Vorbilder gibt es noch kaum

Lesbische Familienträume scheinen in erster Linie rational zu sein; zahllos sind die Gedanken, Gespräche, Fragen, Rechtfertigungen. Vorbilder gibt es kaum. Isabel und Anja kennen keine Hand voll Eltern in der Lesbenszene. Immerhin gibt es die TV-Lesbenserie L-Word. Dort werden solche Probleme illustriert, allerdings nach Hollywood-Manier, wenn zum Beispiel die zwei Protagonistinnen von Beginn an einen Erzeuger für ihr Kind suchen. Ein Vorbild sei das TV-Paar nicht, lächelt Isabel. Denn die Frauen trennen sich, kurz nachdem die Tochter zur Welt gekommen ist. Danach folgt ein vierstafel langer Rosenkrieg.

Auch Paula und Nicole sind bislang das einzige Frauenpaar mit Nachwuchs auf dem Spielplatz. Unweit ihrer Wohnung liegt die Josefswiese. Paula packt Sara in warme Kleider ein, die Kleine beharrt trotzdem auf den rosa Sommerschuhen. Und Nicole sagt seufzend, aber nicht unglücklich: «Das ist jetzt unser Sonntagsprogramm.»

LESER FRAGEN

Paul Imhof

beantwortet Fragen zum leiblichen Wohl, zu Völlerei und Fasterei, zu festlichen und alltäglichen Tafeln, Küche und Keller.



Was wäre ein einfaches, gutes Alltagsmenü?

Wir liessen es uns in den letzten drei, vier Wochen ziemlich gut gehen, kochten für Familie und Freunde, folgten gerne Einladungen. Nun haben wir genug von moralisch und ökologisch vertretbarer Foie gras, Trüffelpastete und andern aufwändigen, intensiven Gerichten. Wir möchten einfache Sachen essen, die trotzdem gut schmecken. Aber das ist gar nicht so einfach. Ständig sind wir versucht, unsere Einfälle aufzumöbeln. Was wäre ein simples, preiswertes und gutes Alltagsmenü? A. v. G.

Liebe Frau v. G.,

Ein Erholungs Menü, meinen Sie? Sie könnten es mit Spaghetti versuchen, aber die einfachsten Varianten, mit Tomatensauce oder Aglio e olio, passen nicht in den Winter, es sei denn, Sie verfügen über Sugo, den Sie im August eingekocht haben, oder über frischen Knoblauch aus Argentinien, was Ihr ökologisches Bewusstsein kratzen müsste. Sie könnten es sich natürlich auch sehr einfach machen und beim Pizzaservice etwas bestellen, Päcklisuppe kochen, knuspriges Brot mit Käse essen.

Oder Sie versuchen es mit einem Zwiebelmenü. Damit lösen Sie auf einen Schlag drei Probleme (falls es denn welche sind): Sie sparen Geld, Sie müssen nicht auf den schönsten Küchengeruch verzichten, den Duft brutzelnder Zwiebeln, und Sie könnten sogar ein bisschen abnehmen. Dann allerdings liegt kein ganzes Menü drin, bestenfalls ein Wintersalat mit Ciccorino verde, Nüssler und andern Saisonblättern an einer Sauce mit frisch geschnittenen Schalotten. Oder eine Zwiebel Suppe: Ein paar dicke, saftige Zwiebeln schälen und in halbe oder ganze Ringe schneiden, in einem Topf Butter erhitzen und Zwiebeln goldbraun braten, mit etwas Weisswein ablöschen, was freilich nicht unbedingt sein muss, Wasser dazugießen, köcheln lassen, mit Salz und Pfeffer sowie etwas Bouillon würzen. Mehr braucht es nicht. Die Proportionen kann man nach Gusto bemessen.

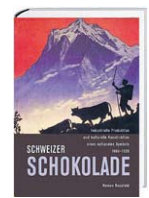
Sollte noch ein Bratenrest im Kühlschrank frieren: 2-3 mittelgrosse Zwiebeln in Ringe schneiden und in heisser Butter anbraten, Fleisch in Scheiben schneiden und dazugeben, anbraten lassen, alles vermischen, vielleicht einen Schluck Kalbsjus dazugeben oder Weisswein, salzen (wenn überhaupt noch nötig), pfeffern, eventuell mit etwas getrockneter, zerbröselter Chili aufmöbeln. Servieren, wenn das Fleisch heiss, aber nicht zerbröckelt ist und die Zwiebeln schön geröstet sind.

Es geht auch vegetarisch (und mit Olivenöl, will man der Kuh die Milch nicht stehlen): Zwiebelstreifen in Butter schwitzen, bis sie goldbraun sind – piano, sonst verkohlen die Zwiebeln; Wasser ansetzen, Hörnli kochen, abschütten, auf Teller geben und mit der fertigen Zwiebelchwitze bedecken. Ach, da fehlt wohl noch etwas Gemüse: Lauchstängel in Scheiben von etwa einem halben Zentimeter schneiden, in heisser Butter anbraten, langsam schmoren lassen. Mit der Zeit caramellisiert der Zucker, der in jedem Allium-Gewächs enthalten ist, auch in der Zwiebel. Voilà. Schon lange nicht mehr so gut gegessen? Und ohne Pirouetten gekocht.

Fragen an: leben@tages-anzeiger.ch

ROSINENPICKER

Europas Schokoladeherz



Den Verzicht auf Schokolade – eine klassische Januar- und Fastenzeitkrux – sublimiert man am besten durch Hinwendung auf Geisteskost. Der Historiker Roman Rossfeld hat sich mit dem Schokoladeland Schweiz beschäftigt und ein Buch über «industrielle Produktion und kulturelle Konstruktion eines nationalen Symbols 1860-1920» geschrieben. In der Schweiz wird heute zwar nicht einmal ein ganzes Prozent der weltweiten Kakaoproduktion verarbeitet, trotzdem ist ihr Ruf als «Land der Berge, Uhren und Schokolade» solid: 80 Prozent der Befragten einer europaweiten Erhebung gaben diese Antwort auf die Frage, was ihnen beim Wort Schweiz in den Sinn komme. (imh)

Roman Rossfeld, «Schweizer Schokolade», Verlag Hier + Jetzt, 78 Fr.

Literaturtipps und Infos

Zum Lesen:

Uli Streib-Brzic, Stephanie Gerlach: Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern. Querverlag 2005, 27,50 Fr.
Fabiola Huber, Ursula Leemann: Lesben mit Kindern. Eine Rechtsbrochure der Lesbenorganisation Schweiz LOS. Für Lesben mit Kindern oder Kinderwunsch. 25 Fr., per E-Mail bestellen: info@los.ch.
Andreas R. Ziegler u.a.: Rechte der Lesben und Schwulen in der Schweiz. Eingetragene Partnerschaft, faktische Lebensgemeinschaft, Rechtsfragen zur Homosexualität. Stämpfli-Verlag AG, Bern 2006, 98 Fr.

Treffpunkte, Infos:

«Family Project» zum Thema Kinderwunsch und Familienplanung, Homosexuelle Arbeitsgruppe Zürich (HAZ). Informationsabende, Austauschtreffen, Workshops. www.haz.ch oder E-Mail an family-project@haz.ch.

Treffpunkt Lesben mit Kindern, jeden 1. Sonntag im Monat ab 17 Uhr im Frauenzentrum Zürich, 1. Stock. Mattingasse 27, 8005 Zürich. (saz)

Ko-Mutter hat kaum Rechte

«Ko-Mutterschaft», davon spricht die Lesbenorganisation Schweiz (LOS), wenn ein Frauenpaar gemeinsam ein Kind grosszieht. Rechtlich gesehen, ist die gemeinsame Elternschaft schwuler oder lesbischer Paare nicht möglich. Auch wenn das eidgenössische Partnerschaftsgesetz die Stellung zwischen der nicht leiblichen Mutter und dem Kind verbessert: Der Partnerin stehen lediglich kupaerte Stiefelternrechte und -pflichten zu. Eine Stiefkindadoption ist nicht erlaubt. Rechtlich verwandt ist das Kind nur mit der leiblichen Mutter.

Um neben Vertrauen auch Verpflichtungen zu schaffen, rät die LOS dazu, schriftliche Verträge abzuschliessen. Rechtlich sind sie umstritten. Die Regelung hat lediglich Signalwirkung, um den Behörden bei einem Konflikt zu belegen, dass eine Familienplanung vorliegt. Anonyme Insemination (Samenbank) ist in der Schweiz für nicht verheiratete Frauen, sprich auch für Lesben, verboten.

In Deutschland leben rund 13 000 Kinder bei schwulen oder lesbischen Paaren – für die Schweiz gibt es dazu keine Zahlen. (saz)